Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik

Band: 7 (1877)

Artikel: Ein schweizerisch - alemannisches Lautgesetz.

Autor: Staub, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-180661

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN SCHWEIZERISCH-ALEMANNISCHES LAUTGESETZ.

Dafs die Kunde von dem Wiedererwachen dieser Zeitschrift in dem Lande, in welchem die Mundart ihr kräftigstes Regiment führt, indem sich ihr annoch alle Stände, selbst die Gelehrten nicht ausgenommen, unbedenklich fügen, mit besonderer Freude vernommen wurde, läfst sich wohl vermuthen. Der folgende Aufsatz möge als erster Grufs aus der Schweiz gelten. Er beruht auf einer Arbeit, durch welche — es sind nun zehn Jahre her — die Antiquarische Gesellschaft in Zürich den Anstofs empfieng, die Erstellung eines schweizerischen Idiotikons an die Hand zu nehmen. Hier wird dieselbe — was mir nicht ganz aufser dem Wege zu liegen schien — gewissermafsen zum zweiten Male als einleitende Arbeit verwendet; doch nicht nur mit vermehrtem Materiale, sondern auch mit — so glaube ich — geläuterten Ansichten über die physiologischen Gründe. Es sind nämlich inzwischen die epochemachenden Untersuchungen Joh. Schmidt's über den indogermanischen Vokalismus an den Tag getreten, und in diesen hauptsächlich habe ich Belehrung und die Anregung zur Wiederaufnahme meiner Erstlingsarbeit geschöpft. Wolle der verdiente Gelehrte den schuldigen Tribut des Laien sich auf diesem Wege gefallen lassen!

Dafs der Aufsatz durch Nebensächliches mehr geschwellt ist, als die Deduktion es erheischte, ist mir wohl bewufst. Theils konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, bei diesem Anlasse mit dem Reichthume unseres Sprachschatzes einigermafsen zu paradieren, um so weniger, als ich ja damit nicht über die Zwecke und Schranken der Zeitschrift hinaus gieng; anderntheils bedachte ich, dafs der eine und andere Leser, welcher grammatikalischen Untersuchungen weniger Interesse abzugewinnen vermag, durch Häufung des Sprachmaterials entschädigt werden dürfte.

Es sei noch bemerkt, dafs alle die Wörter, welche durch Cursivschrift ausgezeichnet, als Schweizerdeutsch zu betrachten sind, gleichviel ob sie auch das Gut anderer Dialekte seien.

Den schweizerischen Gymnasiasten muthet es heimelig an, wenn er vernimmt, dafs das Maskulin zu *πᾶν* nicht *πανς*, sondern *πᾶς* lautet, wie es dem Gebildeten überhaupt aufdämmern mufs, dafs die erste, im Begriffe übereinstimmende Hälfte der mit Pas- (z. B. Pasigraphie) und mit Pan- (z. B. Pantograph, Pantheon) zusammengesetzten Fremdwörter auch physisch eins sei; — nennt ja auch bei uns der Sarganser seine Heimat *Sargâs*, und in manchen Kantonen spricht man

Tâse für Tanse (Bottich); den Hans ruft der Appenzeller mit *Hâs*. Zu dem ähnlichen Übergang von ἑν-ς in εἷς gibt uns die Mundart Analoga in Menge an die Hand; es sei nur beispielsweise erinnert an *Feister* für Fenster. Neben *τύπτον: τύπτουσα*, resp. typtousa, haben wir zu stellen *Brûst*, resp. *Broust*, für nhd. Brunst, *Dûst*, *Doust* für Dunst, *Chûst*, *Choust* für Kunst, *Rûs*, *Rous* für Runs u. a. m. und den entsprechenden Umlaut, z. B. *dûstig*, *deustig* (voll Dunst), *zûslen*, *zeuslen* für zünseln, d. i. unvorsichtig umherzünden, neben gr. *δείκνῦσι* für *δεικνυν(τ)σι*, *πεύσομαι* scheinbar für *πυν(ϑ)σομαι*. Schweizerisches *fîster* für nhd. finster, *Zîs* für Zins, *Isle* für Insel u. a. wird uns einfallen zu griech. ἕλμισι aus ἕλμιν(ϑ)σι. Auch gr. ἤνεικα neben ἤνεγκα hat für uns nichts Befremdliches; im Bernbiet, Wallis und Bünden, also in der halben Schweiz, herrscht die Aussprache *deichen*, *heichen*, *scheichen* u. dgl. für denken, henken, schenken. Doch verlassen wir die Griechen und kehren im eigenen Hause ein, um allgemeiner verständlich zu werden. Das oben angeführte *Îsle* mag uns zu altdeutschem îsila, îsele hinüberleiten, wo n in gleicher Weise preisgegeben ist. Ebenfalls ahd. ist „arawîz" die Grundform zu der nhd. Verstümmelung „Erbs"; nun erweist sich auch selbst jene als verstümmelt und ihr î als Ersatz für ursprüngliches in; die volle Form zeigt uns das griech. ἐρέβινϑος. Hinwieder hat das Ahd. das n in „dinster" geschützt, während das Nhd., sächsischer Einflüsterung Gehör gebend, die Form „düster" sanktioniert hat.[1] Auch „Kleister" führt sich auf altes klënster zurück. Sonst ist es unter den germanischen Dialekten vornehmlich der nordische und sächsische Zweig, welcher diese Auflösung des n in gröfserem Umfang und mit einer gewissen Gesetzmäfsigkeit durchgeführt hat. So begegnet sich unser *Gâs* (Gans) mit der gleichlautenden altnord. Form. „Âsen," der Name der Götter, führt auf goth. ans, Balken, Stütze, zurück, welches eben in derselben Form wie altnord., aber mit der ursprünglichen Bedeutung, das glarner'sche *Âsbaum* noch bewahrt. Doch liegt es vielleicht einer grofsen Zahl unserer Leser näher, an die entsprechende Erscheinung in dem jüngsten sächsischen Zweige, im heutigen Englisch, erinnert zu werden. Auch hier goose = schweiz. *Gâs;* us = schweiz. *ûs* (uns); soft = schweiz. *sâft* (sanft) u. s. w. Freilich da, gestützt auf den eigenthümlichen Lautstand, die Regel nach einer Seite hin ausgesponnen, wohin das Oberdeutsche nicht zu folgen angethan ist: wir meinen solche Fälle wie mouth (Mund), other (ander), tooth (Zahn, schweiz. *Zand*), auch stood (stand), letzte-

1) Kuhn's Zeitschr. XV, 239. Grimm, deutsches Wtb. II, 1761. III, 1519 und 1666.

res Beispiel nur erklärlich, wenn man es als aus stooth verderbt annimmt, entsprechend dem goth. *stôdh.* Sonst verhält sich dieser eben genannte Vorfahr des Englischen noch sehr spröde gegen das fragliche Lautspiel. Mês (Tisch) allerdings mufs vom lat. mensa sich herleiten. Die lat. Schriftsprache bewahrt überhaupt das n, welches die abgeleiteten Sprachen auch nicht einmal mehr in der Schrift dulden. Insula wird ital. isola, frz. isle, île; mensis, ital. mese, frz. mois; auch das ältere Griechisch gestaltete daraus μείς. Das gleiche Verhältnifs der beiden alten Sprachen zu einander kommt noch in manchen Beispielen zum Vorschein, wie linquo: λείπω. Unser deutsches „Speise, *spîs,*“ das wir romanischer Vermittelung verdanken (ital. spesa), beruht auf lat. expensa oder dispensa. So stellen sich auch „Muster“ und „Monstrum“ als im Grund éin Wort heraus, nur ist die erstere Form durch das ital. mostra hindurchgegangen, welches den Laut n einfach abgestreift hat, wie hinwieder das franz. montre das s ausgemerzt. In anderen Fällen hat sich die letztere Sprache beider Konsonanten zugleich entledigt, so in coûter aus lat. constare.

Doch das sind allbekannte Dinge. Sie wurden hier nur wiederholt, um an die Solidarität der Sprachen untereinander zu erinnern. Freilich möchten wir damit keineswegs dem Wahne Vorschub geleistet haben, dafs ähnlich scheinende Vorgänge in verschiedenen Sprachen identisch seien. So ist gleich mit Beziehung auf obige Zusammenstellungen zu bemerken, dafs der Übergang von monstrare in ital. mostrare durchaus nicht auf derselben Stufe steht, wie derjenige von Gans in nord. und alemann. gâs. Es will vielmehr jede Sprache zunächst aus sich selber erklärt sein, und die etymologische Kunst ist in die ärgsten Irrthümer gefallen, wenn sie sich durch äufserliche Zusammenstimmung von sprachlichen Erscheinungen gefangen nehmen liefs, anstatt sich zur Würdigung dieser in das Prinzip jeder einzelnen Sprache zu versenken und namentlich sich von dem separaten Lautwerthe der den Nationen gemeinsamen Schriftzeichen Rechenschaft zu geben. Und auch da, wo gewisse Vorgänge den Sprachen wirklich gemeinsam und identisch sind, lohnt es sich der Mühe, jede derselben für sich darauf hin anzusehen. Es werden sich der genaueren Beobachtung verschiedene Umfänge der Thatsachen, also auch verschiedene Gesetze, und der Gleichheit gegenüber eben so starke Abweichungen herausstellen. Die hiermit eingeleitete Untersuchung über ein Gesetz in der Sprache der schweizerischen Alemannen wird diese Behauptungen in hohem Grade zu erhärten vermögen. Sie wird einerseits das Gesetz, welches Joh. Schmidt dem erstaunten Auge in einem bisher nicht geahnten Umfang aufgedeckt hat, mit Beziehung auf die Konsonanten, vor welchen n zu

verschwinden pflegt, in einen sehr engen Kreis einschränken, anderseits aber in der Erfüllung dieses Kreises einen Reichthum der Fälle und Farben vorführen, wie keine andere Sprache sie besitzt.

Das fragliche alemannische Sprachgesetz in seinen Grundzügen baut sich zunächst auf folgenden Erscheinungen auf.

Es findet sich in Stalder's Idiotikon die Angabe *Hüfele* als unterwaldnischer Idiotism für Infel, d. i. Bischofsmütze. Die beiden Wörter rücken einander nahe, wenn wir uns fürs Erste erinnern, dafs h vermöge seines leichten Charakters eben so oft sich zugesellt, wo es kein Recht hat, als es sich ungehörigerweise von seinem Posten entfernt.[1] Sodann beruht ü allerdings auf einem Irrthum. Da Unterwalden den Laut ü nicht kennt, sondern ihn mit i vermengt, so liefs sich eben Stalder's Korrespondent zu einer Rekonstruktion zur Unzeit verleiten. So läfst sich also am Ende die Form *Ifele* herausschälen, welche auch wirklich in anderen Kantonen (spr. *ïffele*) und schon bei Frisius [„mitra, ein Bischoffshuot, Ein yffel"] besteht, und sogar 120 Jahre früher in der Konstanzer Chronik das Partizip ge-iflet. Die Nebenform *Niffele* verdankt ihren konsonantischen Vorschlag dem unbestimmten Artikel.[2]

Wäre das Wort Insel, Insle der Volkssprache vertrauter,[3] so würde sie ohne Zweifel die Form Isle ausgeprägt haben. Wenigstens kannte man vordem zu Bern die *Îselfrouwen,* die barmherzigen Schwestern, welche den sogen. Insel- (*Îsel-*) Spital bedienten; und so hiefs auch das Berner Seeland, als von Gewässern überall umgeben, *Îselgouw; Îseltwald*, ein Dorf am Brienzer See, hat seinen Namen von dem *Îselti,* d. i. kl. Inselchen, welchem es gegenüberliegt.[4]

Noch in der Gegenwart aber gilt die Aussprache *Zîs* für Zins. Man redet von *Zîs und Zalig,* dem jährlichen Zinse, verbunden mit Kapitalabzahlung.

1) Vgl. heischen, ahd. eiscôn, engl. to ask; — daz Hinterim, 1551. — Das *Hunghûr*, luzern. = Ungeheuer; — das *Hambitzgi,* Ameise (Anbeifsi); — die *Hatzel*, Elster, atzel; ebenso das *Haglaster,* — alle diese Formen für ahd. agalastra; — der *Hüetliberg* bei Zürich; — handwerchen, bis ins 16. Jahrhundert für antwerchen; — *Helfebein*; — Hiob; — lat. humerus neben gr. ὠμός und goth. amsa. — humidus neben dem Verb. umēre. — Auch im Franz. huit : octo — hurler: ululare — haut : altus. — Im Engl. hurricane = Orkan.

2) Vgl. Ztschr. VI, 79 und 230: *Nast*, Ast; *niedere*, jeder; *Nigel,* Igel; ein *Nürtschli,* Gerstenkorn (ital. orzo) am Auge, neben *Ürseli;* engl. *nuncle* aus mine uncle.

3) Sie braucht dafür *Au*, *Auw*, *Ei.*

4) Zu erwägen bleibt, ob in dem Namen *uf Ysch* für eine Örtlichkeit derselben Gegend ebenfalls unser Wort stecke.

Sîs nennen die Luzerner den Aargauischen Grenzort Sins.

Ein weit herum, unter mancherlei Schattierungen des Begriffes gebrauchtes Wort ist *trîſsen* mit der verkleinernden Ableitung *trîſselen* und der Abstraktion das *'Trîſs* (Getrîſs); es bedeutet physische und besonders moralische Mattigkeit und die verschiedentlichen Äuſserungen derselben: sich unwohl befinden, sich krank dahinschleppen, (das *Trîs* = kränkelnde Weibsperson); laſs arbeiten, unschlüssig sein, verdrossen umherstreichen; ächzen, stöhnen, schwer athmen; klagende Töne äuſsern, wie eine Kuh, wenn sie ihr Kalb vermiſst,[1] oder das Vieh, wenn es nach Futter verlangt; Verdrossenheit, Unmuth, Ungeduld weinerlich an den Tag legen; der Umgebung lästig fallen durch solche fortgesetzte Äuſserungen. Es wird sich in der Folge der Anlaſs ergeben, auf dieses verwickelte Wort zurückzukommen und klar zu machen, daſs „trinsen" die eigentliche Form desselben ist.

Ein klareres Beispiel gewährt *fîster* für finster. *Es wird-ra fîster* = sie fällt in Ohnmacht; — etwas *fîsterlige* oder *i-der Fîsteri* suchen; — es *fîsteret*, *fîsterlet* = die Nacht bricht herein; — der *Fîstersé*, benannt wie der Lago Scuro der italiänischen Schweiz; — *fîster-nägele*, *fîster-müsle*, *fîster-bürzle*, *fîster-bützle* im Finstern tasten; blinde Kuh spielen.

In den bisher angeführten Beispielen stieſs das der Verduftung ausgesetzte n allemal an f oder s. Die Dreizahl der Fälle wird uns hergestellt durch die folgende Gruppe:

Trîche = trinken; im Reime auf organisches î und ch: *Wol tuet Recht und Tugend wîche, aber nit ertrîche.* — *Trîchgeld.*

Daran schlieſst sich, doch wol nicht vermöge tieferer Verwandtschaft als derjenigen des Klanges, die *Trîchle*, jene pompöse, bauchige Schelle, aus Kupfer oder Eisen geschmiedet, welche an breitem, stattlichem Lederbande zur Alpfahrt der Heerkuh umgehängt wird und in dem vieltönigen Gebimmel der übrigen Herdenglocken und Schellen (*Glogge*, *Glöggli*, *Schëlle*, *Schalle*, *Chlepfe*, *Chlopfe*, *Chlopfschëlle*, *Chugelschelle*) den dumpfen Baſs brummt; daher die Redensart: *Eppem d' Tr. abnën*, Jemanden um seine bevorzugte Stellung, um Amt und Ansehen bringen; im Besitzthum des Aelplers ein Item, daher im Landrecht von Fruttigen nebst des Vaters „Brand und Zeichen" dem im Erbe bevorzugten jüngsten Sohne vorab bestimmt; übergetragen scherzhaft auf den Kropf am Halse.[2] Man unterscheidet die *Pummer-* und die *Far-* oder *Zügeltrîchlen* von kleinern *Feld-* und von *Tschung-*

1) *E chräjendi Henne und e trîſsendi Chue, soll-me nit vertue.*

2) Kaum dasselbe Wort mit *Trîchle*, welches die an der Wand in der Sennhütte eine über die andere angehängten Bettladen bezeichnet.

geltrîchlen. Die Bündner, die Haslithaler und Simmenthaler kennen diese Ausdrücke nicht (sie haben dafür die *Plumbe*, *Plümpe, Plumpere*), wohl aber merkwürdiger Weise die zwischen inne wohnenden Walliser (*trîchja*). Hin und wieder kommen statt des Wortes *Tr.* oder neben demselben als synonym vor: *Schëlle, Far-* oder *Vorschëlle,* (daher *Schellechue* = Heerkuh und in grobem Scherze Weib mit einem Kropf am Hals) *Guŋgle, Chueglogge, Stiereglogge.*[1] Das abgeleitete Verbum *trîchlen* bedeutet zunächst mit der geschilderten Viehglocke schellen, dies auch mit Absicht von Seite der Menschen; so ist es in Unterwalden üblich *dem Samiglais* zu *trîchlen,* d. i. an den dem St. Niklaustag vorangehenden Abenden als Wüthendes Heer durch das Dorf zu laufen, wobei eben hauptsächlich Viehglocken verwendet werden, um den „Heidenlärm" zu verstärken; auf dem benachbarten luzernischen Boden heifst dasselbe Spiel *dem Chlaus chlepfen,* d. i. mit hiezu besonders gerüsteten Peitschen knallen.[2] Im Ktn. Bern wird *getrîchlet* an der sogen. *Drossel-* oder *Zügelfuer,* welche daher auch geradezu *Trîchlete* heifst, d. h. wenn ein Mädchen geheiratet hat, zieht die Burschenschaft des Dorfes vermummt und lärmend vor ihre neue Wohnung, um dort allerlei Schabernack zu treiben.[3] In Uw. Mundart wir das Schellen mit der Herdenglocke als Bild des Schmeichelns, Lockens verwendet (*an Eim ume-trichele*). Sonst bedeutet *tr.* auch müfsig herum schlendern, gleichsam als ob einer ohne eigenen Zweck nur dazu da wäre, die grofse Schelle zu tragen; auch langsam, träge gehen (*nache, zueche tr.*), und endlich, mit völligem Vergessen des Ursprungs: langsam an Etwas arbeiten; — des Ursprungs, — ich meine der Ableitung von *Trîchle.* Das innerste Etymon des Wortes ist schwierig aufzudecken. Zunächst mufs erwähnt werden, dafs die Schriftsprache sich der volleren Form *trinkle* bedient. So Bullinger in seiner Chronik: „mit schällen, *trincklen,* küeschwäntzen und allerlay wuosts"; ihm nach Fries: „codones, tintinnabula et quos sonalios vocant, Schällen, glögglin oder *trincklen.*" Historisch geworden ist aus der Reformationszeit der Geschlechtsname *Trinkler,* dessen ursprünglicher Sinn gewifs der eines Verfertigers von *Trinklen* war. Historisch ist auch der *Trinkelstierkrieg,* ein Aufruhr im Wallis im J. 1550, in welchem die unzufriedenen Landleute, um Genossen zu finden, von Ort zu Ort zogen, Federn auf dem Hute, den angebrannten Tannast in der Hand und mit *Trinkelftieren.* Mit dieser Form stimmt ahd. dren-

1) Vgl. Ztschr. V, 105, 5. 484. 489. Weder Singele noch Singesse kommen meines Wissens in obiger Bedeutung in der Schweiz vor.

2) Vgl. hiezu Lütolf, Sagen S. 100 und 101.

3) Vgl. R. Wyfs, Idyllen, I, 335. — F. N. König, Reise in die Alpen, S. 66 f.

kila, welches Scherz-Oberlin aus einem Blasian. Glossare beibringt, und „trincklen, glogglin, schellen," welches Junii nomenclator als die deutsche Übersetzung von nola, tintinnabulum angibt. Man hat darum die Deutung auf ursprüngliches Trinkgeschirr vorgeschlagen; gegen dieselbe sprechen aber sowohl sprachliche, wie sachliche Bedenken. Ich brauche dem Leser nur die ersteren an die Hand zu geben. Die luzernische Form ist *trilchle;* nun liefse sich freilich das erstere l durch Assimilation deuten und damit die Ursprünglichkeit desselben in Abrede stellen. Auch dafs in Unterw. neben der Form *Trîchle* eine zweite, mit kurzem Vokal wenigstens eben so häufig ist, könnte man als blofses Lautspiel zu taxieren geneigt sein; allein auffallend bliebe dann doch, dafs in der ganzen, grofsen Reihe von Beispielen, welche unter das hier zu behandelnde Lautgesetz gehören, dieser Fall eine, so zu sagen, vereinzelt stehende Ausnahme bildete. Und endlich noch eine vierte, resp. fünfte Form: *Triŋgele* und *Triŋggele,* zwar zum Theil in Landesgegenden, wo gg (die reine Tenuis) die Stelle des gemein-alemannischen k (d. i. des Doppellautes oder der Affrikate kch) einnimmt; doch auch in Bern,[1] und nicht blos in gelehrten Kreisen, wo sie etwa als etymologisierende Marotte angesehen werden dürfte.[2] Mag sich nun auch die eine oder andre der angeführten Formen unter die eine Grundform zwängen lassen, so bleibt doch immer diese Mannigfaltigkeit, zu welcher obendrein noch ein Schwanken in der Bedeutung[3] sich gesellt, bedenklich; es pflegt solches nämlich ein Charakteristikum sehr alter oder fremder, überhaupt solcher Wörter zu sein, deren etymologischer Zusammenhang im Laufe der Zeit ausgewaschen worden. Ob wir nun den Ursprung der *Tr.* im Germanischen[4] suchen dürfen, oder ob wir uns, da der Ausdruck nur in den Alpen lebt,[5] hiefür, wie für die Benennung so manches anderen alpwirthschaftlichen Geräthes, in der Sprache der früheren Bewohner dieser Gegenden umsehen müs-

1) So in Anshelm's Chronik; in dem sogen. Idioticon Bern. (Zeitschr. IV, 19); R. Wyfs: „Ach und wie klingen ins Herz mir empor die Glocken, die Tringeln!"

2) „*Und de* (dann) *mit dem Gläserchlingle — Das verstah-mer* (verstehen wir) *o ne chly; d' Schwyzer müefse ghöre tringle, wenns-ne* (ihnen) *heimelig soll sy.*"

3) Auf einigen Stationen nämlich bedeutet *Tr.* gerade umgekehrt eine kleinere Schelle.

4) Doch ist es wol rein zufällig, dafs ein von Junius als Synonym zu „schelle, belle" beigebrachtes Wort, nämlich rinckele (nl. rinckel = Thürklöpfel; angels., engl. to ring) an unser Wort anlautet.

5) Junius und das Glossar von Skt. Blasien beweisen nicht für eine weitere Verbreitung

sen, — dem Zwecke der gegenwärtigen Untersuchung genügt es constatiert zu haben, dafs *Trinkle* alemannisch in *Trîchle* übergegangen ist.

Denselben Lautwandel bieten im sog. burgundischen Alemannien und Bünden *stîche : Stîchgueg* (Rofskäfer; auch ein Mensch mit gewissen, die Nasen seiner Umgebung belästigenden Gewohnheiten); *Stîchöl* (amoniakalisches Fett); ferner: *wîche* für winken, *sîche* für sinken. Augenscheinlich ist auch *Wîchelalp* oder *Schattige Wîchel,* der Name einer gewissen Abzweigung des urnerischen Fellithales, ebenso *Wîchel* als Benennung eines gewissen Schnittes, als Hausmarke am Ohre von Schmalvieh angebracht, nichts anderes als Winkel. Dazu gehört das Verbum *wîchle* = neckend stofsen, prügeln, eigentlich: in die Enge, in den Winkel treiben, und es war eben so unnöthig als ungeschickt, ahd. wîg (Streit) als Grundwort herbeizuziehen. Bessere Berechtigung hätte die Untersuchung, ob ein Verhältnifs bestehe zwischen unserem Worte und den Ausdrücken *wickle, abwickle* (prügeln), *winxe* (Fufstritte geben.)

Derselbe Vorgang, nämlich Verschwinden des n vor f, vor s und vor ch mit gleichzeitiger Dehnung des vorausgehenden Vokales, wiederholt sich bei u und ü.

Bei Boltigen (Bern) liegt eine Ortschaft Bunfal, deren Name im Volksmund *Bûfel* lautet.

Für Zunft, Zünfte spricht man in Unterwalden und im Wallis[1] *Zuift, Zîft,* was auf gemeines alemann. *Zûft, Zûft* hinauskommt, wie in Schaffhausen ein Zunftgenofs *Zûftiger* heifst.

Fûv ist fünf. *Keis Füvis lang* bedeutet eine kurze Dauer, eigentlich: „nicht so lange, als es bedarf, um fünf Vaterunser herzubeten.“[2] *Es gat z' füven ûs* = drei gerade sein lassen, es oberflächlich abthun; die Redensart hergenommen von einer gewissen Art der Berechnung beim Ramsen (Kartenspiel), die angewendet wird, wenn man schnell zu Ende machen will. *Z' Fîvi* ist in Unterwallis ein zweites Vesperbrot. *Fûvere, fûverle,* im Gehen schwanken, die Richtung fortwährend ändern, eigentlich lateinische Fünfe beschreiben. *Fûvfingerchrût,* auch scherzhaft für die Ohrfeige. — *Vernûftig,* vernünftig.

s. — Es gibt ein Wort *brûfsele, brüsele,* nach Brand riechen,[3] was andere Kantone durch *brändele, bränte* ausdrücken; es ist das

1) Hier bedeutet es Öffnung, Rechtsbuch, Statutenbuch.

2) Man betet „fünfe,“ indem dabei refrainweise der Reihe nach der fünf Wunden Christi, und „siebne,“ indem der sieben Schmerzen des Herzens Mariä gedacht wird.

3) *Guet Nacht, a' brüscliti Mëlsuppe!* rief jener Sarganser im Gedanken an die gewohnte Kost zu Hause, als er sich an die Tafel im Himmel setzen durfte.

mhd. und älter nhd. brünseln, eine Deminutivableitung von mhd. brunsen, und dies mit s vom Stamme des Partizips gebrunnen[1] abgeleitet.

Zu derselben Sippe gehört *Brûst* für Brunst; *brûstig*, schwül, heifs; *Erd-* oder *Heifsbrûst*, steinige Stelle im Acker; *brûsten, brûstelen*, nach Brand (auch nach Wildpret) riechen; *brûstelig*, ein unheimliches Wärmegefühl in der Brust habend.

Dem parallel: *Gûst* und sein, das Gegentheil (Mifsgunst, Neid) bedeutendes Compositum *Vergûst, vergûstig*. Es bedeutet nämlich *vergunne* in unserer Sprache, dem Begriffe seines Präfixes und altdeutschem Vorgange getreuer, gerade das Umgekehrte von dem nhd. vergönnen. Schon das Dictionarium des Zürchers Frisius setzt vergünnen = invidere; und so widernatürlich kommt es uns vor, den positiven Begriff mit diesem Compositum zu verbinden, dafs der Idiotism nicht blos den Zeitungsschreibern (die bekanntlich mit Grammatik und Stilistik auf gespanntem Fufse stehen), sondern auch gebildeten Schriftstellern entschlüpft;[2] und doch kommt die solchem Sachverhalte widersprechende Höflichkeitsformel vor: *mit Vergûst!* d. i. mit Erlaubnifs! Neben *Vergûst* u. s. w. geht synonym nebenher *Verbûst, verbûstig, verbûstig*, wie *verbunne, verbönne* neben *vergunne*. Das sogen. Berner Idiotikon (Zeitschr. II, 370) bietet uns dazu noch die einfache Form: „*bünnig*, invidus."[3] Die Formen mit be- waren von der älteren Sprache bevorzugt,[4] während sie jetzt immermehr durch diejenigen mit ge- zurückgedrängt werden.

Den Zusammenhang zwischen *chûstelen* (= zaubern) und künsteln weist das Deutsche Wörterbuch V, 2689 nach.

1) Das schweiz. ü, sowie das bayr.-österr. i (brinseln) würden auch die Zurückführung auf den Präsensstamm brinnen, schweiz. *brünne* gestatten.

2) Die Linth hat zu wenig Wasser, weil es Einer dem Andern vergönnt. (N. Zürch. Zeitg.) — Wer wollte doch so hartherzig sein und den armen Leuten das Gras vergönnen, das unbenutzt zu Grunde geht. (Kasthofer.)

3) Bekanntlich ist auch dieses selbst schon ein Compositum, sowohl als Gunst, gönnen, — jenes mit dem Präfix be-, diese mit ge-.

4) Liebe mag nit *verbönstig* sein. — Der hinden gadt; der *verbönne* dem nit der vorloufft. — Da soll aber kein *verbunst* noch verachtung sein. Es sol auch der minder verstendig den geleerteren nit hassen noch jm *verbönnen*. (Frosch. Bibel.) — Invideo: Ich *verbunn*. — Invidetur commodis hominum: Man *verbunt* inen. — Invidia obliqua: *Verbunst* der sich nit öugt. — Invidere: *verbünstig* vnd nydig seyn. (Frisius, bei dem der Begriff übrigens nicht ganz so enge gefafst ist, wie er sich bis dahin dargestellt hat. Vgl. Insidiarum invidiam in Claudium vertit: Er hat die schmaach oder den *verbunst* auff den C. gelegt. — Invidiosa res: Ein sach voller *verbunst* vnd hasses, oder, Aufs welcher einer ein haffs vnd vngunst mag überkommen).

Ein Wort mit mannigfachen Schattierungen des Begriffes, wie der Form und der Aussprache, auch schwankend im Geschlecht, ist Runs, Runst. Die letztere, erweiterte Form, die auch mhd. vorkommt, kann ich auf schweizerischem Boden nur aus dem Appenz. Landbuch von 1585 nachweisen.[1] Dagegen kennt die schweizerische Schriftsprache noch eine dritte Form: Runz, eine blofse Bildung der Bequemlichkeit, indem sich so leicht zwischen n und s die Tenuis desselben Organs einschiebt,[2] welche mit s zusammen sich eben als z darstellt. Im täglichen Leben aber lautet das Wort: der oder die *Rûs*, auch *Rûse*, *Rûfs*, *Rûfse*, endlich auch die *Rûse*, welche Form als ein aus dem Plural des Maskulins neugebildetes Feminin sich erklärt. Von dem Partizipialstamm von rinnen abgeleitet, bezeichnet es einmal den Lauf eines Gewässers und ebenso das Rinnsal, das Bett desselben, zwei Bedeutungen, die nicht immer auseinander gehalten werden können.[3] Aus dem Begriff des Laufes eines Gewässers entwickelt sich leicht die Übertragung auf den Strom selbst, und dann meint man mit *Rûs* besonders ein reifsendes Gewässer (Freib.) oder den Theil eines Flusses, wo die Strömung besonders stark ist. (Vw.)[4] Wenn der pseudonyme Glarner Dichter in

1) „Dem Brüli Tobel dem Wasserronst nach bifs in Sämtifser See."

2) Vor dem palatalen s findet in unserer Aussprache diese Einschiebung fast immer statt, z. B. *Mëntsch* für Mensch, also zusammenfallend mit solchen Wörtern, denen die muta gebührt, wie *Häntsch* (Handschuh).

3) Hans Bernh. v. Eptingen sagt in seiner Palästinareise v. J. 1460: „Umb die stadt seind vil wässrige gräben, aber ich gesah kein wasser darin, doch so sah ich an der rechten seiten einen *runs* gahn zum meer, den hätte ein hahn wol überschritten, anders hab ich kein runs gesehen von Venedig, dann zu Medün, derselbig lauft aber nit." — Die Behörde, welche jetzt etwa den Titel Wasserbaudepartement trägt, in Bern ehemals *Bachmeister* hiefs, benennt das Landbuch von Schwyz mit *Runsenbeschauer*. — Der originelle Sprachforscher J. J. Redinger betitelte das Buch, welches er im Jahre 1656 herausgab: „Latinischer *Runs* der Trütshen Sprachkwäl .... wie die Latinishe Sprach us der Tütshen geflossen: Gegraben, gesamlet, geläitet, fon H. J. R." Die ausschliefsliche Bedeutung des Bettes gewähren deutlich die folgenden Beispiele: „In Hast bergan zog über die *Rünse* steinichter Bäche hinauf jetzt Hunn zu dem klüftigen Felsgrat." (Wyfs, Idyllen.) — „Wo (= wenn) der Oberdorferbach nit zuvor anderswohin aus seiner rechten alten *Runs* hinweggeführt wäre." (Vertrag der Tagwenleute v. Glarus, 28. X. 1594.) — Ueberhaupt wimmelt das Ländchen Glarus von Oertlichkeiten, zumeist Bächen, welche mit dem vorliegenden Worte benannt werden: die Jäger-, die Wust- oder Feld-, die Krum-*Runs;* Gäch-, Mad-, Tollen-, Grund-, Wirri-, Hädi-, Schluchen-, Steckgaden-, Eckhus-, Bauholz-*R.*, rother *R.*, 2 grofse und 2 kleine *Dammigenrunsen;* zuweilen entlehnen Wälder ihre Bezeichnung von den Bächen: Zwischen den *Badrunsen*, im *Runsen*, *Steinrunsberg*, *Erlenruns;* ein Wildheuplatz heifst *Peters Rus*.

4) Das Nidwaldner Landbuch von 1565 nennt den aus dem Engelberg in den Vierwaldstätter See sich ergiefsenden Flufs den „A Russ." — *Mitts i Ruiss*

der „Näfelserfahrt“ singt: „*Ringsum tosed i ds Tal schwarz Lauene, Rusen und Erdschlipf,*“ so meint er ebenfalls den Inhalt der Runse, aber nicht sowohl Wasser, als vielmehr Schlamm. Die *Rusen* sind je nach der Situation gleichbedeutend mit den *Rüvinen*, das Verbum *verrunsen* synonym mit *versâren* u. dgl. Im steilen Gebirg gestaltet sich nämlich das Bachbett zur tief eingefressenen Schrunde, welche die nackte Erde immer mehr bloſslegt und dem lose gewordenen Schutt und den überstürzenden Felsblöcken die Bahn anweist.[1] Die Weiterbildung *verrunseren*[2] bedeutet: solche Runse bewirken und dadurch das fruchtbare Land ruinieren. Auch jene aus urweltlicher Periode herrührenden Einschnitte, wo zwischen zwei steilen, waldbewachsenen Abhängen das Wasser seinen Weg findet, und die sonst in den verschiedenen Gegenden unter den Namen *Tobel, Graben, Chrachen, Schluecht, Chin* u. s. w. bekannt sind, heiſsen da und dort *Runse.*[3] *Rûſser* wird Name eines Grundbesitzers, dessen Gut sich in solch exponierter Lage befindet. *Rusewäscher* heiſsen die Novemberstürme, weil sie die Bergschluchten fegen und vom Laube säubern. *Ds Wasser rûſsnet eh, wo's engg lauft* = vermag an engen Stellen leichter das Geschiebe vorwärts zu wälzen und sich ein tiefes Bett zu graben.[4] Sonst bedeutet das Zeitwort (in der Form *rûsen*, *rûſsen*) Wassergräbchen anlegen, oder solche öffnen, reinigen. Welch ein Abstand von jenen gewaltsamen Gebilden der Natur zu dem von menschlichem Bedacht gezogenen Bewässerungsgraben oder Straſsengraben![5] Derselbe wie von dem *Rûſs* der in den

uise, sagt der Unterwaldner und meint damit: „in die Stromschnelle hinaus.“ Das Nidw. Idiotikon identificiert unser Wort mit „der *Ruiſs*,“ das Getose, und leitet beides her von *ruiſse*, tosen; die erstere Zusammenstellung mag, da das ahd. mhd. rûzon, rûzen in der Bedeutung nicht ganz zutrifft, acceptiert werden, nur ist dann jedenfalls das zweite Verhältniſs umgekehrt, nämlich der Begriff des Tosens der sekundäre.

1) In diesem Sinne des von wilden Wassern ausgewaschenen Ortes haben dies Wort auch die Italiäner entlehnt (rosa).

2) *De Rege tued ds Land verrûſsere.*

3) *Immene so e R. unne* (unten) *möcht-i doch nüd diheime sy* — sagt der Zürch. Volksdichter. „In der Sparkasse ist mein Geld sicherer als auf einem schlechten Pfändlein an einer *Rus.*“ (Glar.)

4) Den Begriff Einschnitt in einer eigenthümlichen Variation trägt unser Wort im Schwäbischen; dort bedeutet es die auf der Haut zurückbleibende Spur einer starken Compresse, das schweizerische *Schnatte.* Hingegen eine wirkliche Wunde bezeichnet unser *Harzrûse*, nämlich die wunde Stelle an einer Tanne, durch welche sie viel Harz verliert.

5) „Abgang solle in den *Runz* der Straſse gebracht und mit Wasser weggespült werden.“ (Polizeiverordnung der Stadt Zürich 1813.) „Das wöchentliche Reinigen der Straſsen bis in die Mitte derselben oder bis an die *Rünze* der öffentlichen Plätze.“ (Ebenso.)

Vierwaldstätter See sich zur Ruhe begebenden reifsenden Bergströme zu dem *Rüsli*, welches das Sprichwort meint.[1]

An das abgehandelte Wort lehnt sich der Schaffhauser Ausdruck *bluetrüfsig*, d. i. blutrünsig, eine Weiterbildung von *bluetruns*, das ein juridischer Terminus für Schlaghändel ist, bei denen Blut rinnt.

In Zug hiefs ehemals *züsle* die Kirchenbufse, welche für Unzuchtvergehen geleistet werden mufste. Sonst ist ein gleichlautendes Wort weiter herum üblich im Sinne von spielen mit Licht, auch mit Pulver; Licht hin und her tragen mit dem inhärierenden Nebenbegriffe der Unvorsichtigkeit und Gefährlichkeit; endlich: hetzen, Hader stiften, gleichsam Oel ins Feuer giefsen. Beides ist ein und dasselbe Wort. Jene Bufse bestand nämlich darin, dafs der Fehlbare des Sonntags während des Gottesdienstes mit brennender Kerze in der einen und einer Ruthe in der andern Hand sich in der Kirche darstellen mufste, der Ruthe, welche dem mit der Kerze dargebrachten Opfer die Bedeutung gab. *Züsler* sind die hin und her flackernden Irrlichter; sie heifsen sonst auch *fürigi Manne*, weil der Aberglaube sich darunter die zu keiner Ruhe gelangenden abgeschiedenen Seelen ehemaliger Markenverrücker vorstellt.[2] Auch in dieser Sippe ist n ausgefallen. Für das zuletzt genannte Substantiv hat Frisius: „Lemures. Nachtfrauw, Nachtgeist, *Zünfsler*, Gespenst," und sein Nachfolger Maaler ergänzend: „Der *Zünfsler*. Gespenst zur nacht als fheürigmannen." Fischart gewährt den Ausdruck Zunselgespenst. Er geht zurück auf *Zunsel*, das schweizerische Synonym von Zunder, wie sich *zünserlen* als dasjenige von zünderlen darstellte. Und nicht blos synonym, sondern stammverwandt. Es sind Weiterbildungen von zund-, zünd-, wobei d vor dem Bildungs-s hat fallen müssen.

ch. Chüchle, die Kunkel, ist bekanntlich der vorzugsweise alemannische Ausdruck für den Spinnrocken, übrigens ein Wort, das nicht

1) *Us-em Sächli e Sach, us-em Rüsli e Bach.* Ähnlich schon bei Seb. Brant.

2) Sie sind zornig und verfolgen die Lebenden bis zur Dachtraufe, wo ihre Macht aufhört. Da hatte einer einmal hohe Zeit: Die feurige Hand des Geistes traf noch die mit Noth zugeworfene Hausthüre, in welcher ein schwarzes Brandmal zurückblieb. Dafs der Volksglaube nämlich sich die volle Menschengestalt ausmalt und wie er diese mit der Anschauung einer Flamme ausgleicht, darüber gibt Cysat ausführlichen und sehr merkwürdigen Aufschlufs, (gedruckt in Lütolf's Sagen S. 135 ff.). Im Wallis wird der Flammenschein auf ein glühendes Zimmerholz gedeutet, welches der Frevler auf und ab zu schleppen hat (Walliser Sagen I, Nro. 26), wie in England auf einen brennenden Strohwisch, den der Geist in der Hand trägt; also an beiden Orten nicht auf den Geist selbst. Sonst wird freilich die menschliche Seele als Flamme gefafst, so als diejenige des ungetauften Kindes; so im Wallis als Todtenlicht. (Wall. Sagen I, Nro. 56.)

blos die Etymologen hintereinander zu bringen im Stande ist (vgl. Deutsches Wtbch. V, 2654, e.), sondern auch sich über alle Grenzmarken der mundartlichen Geographie hinwegzusetzen erlaubt, indem es einerseits keineswegs blos den Alemannen eigen ist, ja sogar nach Hildebrand's Ansicht seinen Ursprung in den Niederlanden genommen hat, anderseits nicht einmal aus dem ganzen alemannischen Gebiete den „Rocken" zu verdrängen vermocht hat; auch mit Beziehung auf seine Bedeutungen ein höchst interessantes Wort, da ein gutes Stück germanischer Sittengeschichte und germanischer Mythologie sich darum gewickelt hat.[1] In der Mundart eines grofsen Theiles der Schweiz lautet das Wort *Chûchle*, das angelegte Werg *Chûchlete*.

Die *Chlûche* heifst in Bünden der Garnknäuel. Nach dem bisher Gesagten wird man kein Bedenken tragen, es mit Klunke, Klunker, die ja auch sowohl etwas Zusammengeballtes, als etwas Zottiges bezeichnen, zu identificieren.[2]

Wo man *trîche* (für trinken) spricht, da lautet natürlich auch das Partizip *getrûche, 'trûche* und das Substantiv der *Trûch: mer hän es*

1) Im Wallis bildet die Kunkel, d. i. der Stock, noch die ganze Spinnmaschine. Nicht unpassend wurde der Name auf die Orchis übergetragen, deren Blüthenstengel einen zierlichen Rocken vorstellt; mit doppeltem Beziehungspunkt vollends nennt der Schwabe Nachtgunkel das Colchicum auctumnale, die Licht- oder Kiltblume; denn wann sie blüht, ist das Spinnen bei Licht (Kilten) wieder an der Zeit. — *Werch an der K.* haben bedeutet über die Mafsen viel auszurichten, oder zu verantworten, auch ein drohendes Strafgewitter über sich schweben haben. Zu der K. als Weiberwaffe bieten die bildlichen Darstellungen aus früherer Zeit manchen Beleg, so z. B. das vom German. Museum herausgegebene „Mittelalterliche Hausbuch." Die K. eignet der Hausfrau so sehr, dafs, wenn sie Alles dahinten lassen mufs, doch jene ihr nicht vorenthalten werden darf: nach dem Solothurner Recht von 1506 durfte der Mann seine ehebrecherische Frau aus dem Hause jagen mit 4 Pfennigen und der Kunkel, mochte sie ihm noch so viel Mitgift zugebracht haben. Die mythische Bedeutung der Kunkel an dem bekannten, aus St. Gallischem Gebiete auf Bündnerisches hinüberführenden *Kunkelspasse*, als von der göttlichen Spinnerin zum Grenzzeichen gesetzten Riesenstockes, hat W. Menzel in Pfeiffer's Germania I, 74 aufgedeckt. Das Anlegen des Wergs (*ankunklen*) schliefslich wird Bild für Machinationen anderer Art, sei es wegen der erforderlichen Kunstfertigkeit, oder als einleitende Arbeit, welche Begriffe leicht in diejenigen der List oder des Vorbedachtes umschlagen.

2) Nahe genug liegen die Formen der *Chlungel*, die *Chlungele*, und mit einer leichten Verwechslung der Liquiden die *Chlungere*, und sogar noch mit Umstellung *Chrungele*. Nicht als ob ich diese letzte Form für den schliefslichen Ausläufer der Reihe hielte, vielmehr enthält sie die Grundform, aus welcher die übrigen aus phonetischen Gründen umgeschaffen wurden. *Chrungele* und *der Chrangel* (= etwas Verworrenes) dürften sich aus der Wurzel von „Ring," ahd. hring, herleiten lassen, da es nicht ganz an Beispielen mangelt, in welchen gutturaler Anlaut vor Liquida sich aus uralter Sprachperiode herüber gerettet zu haben scheint.

Trepfli Drûhes g' häben = wir nahmen ein Gläschen Wein. — Die *Âbetûchli* heifst im Bern. Oberland die Abenddämmerung, von *tûchel* = dunkel, *tûchle* = dunkeln.

In Bünden bedeutet *mys Dûchis* = nach meinem Dafürhalten. Dort spricht man nämlich *dûchen* für nhd. dünken, alemann. *dunken;* so übrigens auch im Wallis, Bern. Oberland und so selbst in Schaffhausen die ältere Generation. Nichts anderes als Verhochdeutschung von *û* ist es auch, wenn unser Frisius schreibt: „Es *bedaucht,* videbatur. Mich hat *gedaucht,* meum judicium fuit." Hier begegnen einander der Volksmund und die Litteratursprache auf demselben Boden, indem diese von jeher (schon gothisch) das Präteritum und das Particip mit Vertauschung des Nasals an Vokalverlängerung bildete. Während aber die Schriftsprache, an sich selber irre geworden, auf die confusesten Wege gerieth, um den scheinbaren Bruch zwischen Präteritum und Präsens wieder zu übertünchen, befand sich die alemannische Mundart in der vortheilhaften Lage, beide Stämme von vornherein auf gleichen Fufs zu stellen.[1]

Aus dem Bisherigen ergibt sich als Regel im Schweizerisch-Alemannischen, dafs *n* vor *f*, vor *s* und vor *ch* sich verflüchtigt und zugleich *î, û, ü̂* aus *ĭ, ŭ, ŭ̈* wird. Also f, s und ch sind es, welche die Consistenz des vorangehenden n zu lockeren vermögen. Sie sind die Spiranten der drei Organe, die labiale, die dentale und die gutturale Spirans. An der zuletzt erwähnten wird unser Leser einigen Anstofs nehmen. Es mag hier mit Beziehung auf ch die Thatsache erwähnt werden, dafs im höheren Gebirge allerdings zwischen Vokalen keine solche Spirans gehört wird, indem sich dieselbe in jener feinern Luft zum blofsen Hauchlaute verdünnt, was jenen Mundarten den Tiefländern gegenüber einen wundersam edeln Charakter verleiht. Allein auf die Formulierung unseres Gesetzes kann dies keinen Einflufs haben, da jenes h doch immer den etymologischen Werth eines ch repräsentiert. Gewichtigere Einwürfe sind gegen die Spirans an und für sich zu gewärtigen. Freilich gab die in den aufgezählten Beispielen vorliegende Thatsache volles Recht, mit dem Ausdrucke Spirans zu operieren, obwohl die hochdeutsche Sprache aller Perioden an dieser Stelle die Tenuis (k) aufweist, das Alemannische, wenn und wo es auf

1) Ich gebe zu, dafs dem Philologen, welcher von unserem Lautgesetze nichts weifs und sich blos mit dem einzelnen Worte beschäftigt, kein innerer Grund im Wege steht, unser *dûchen* ebenfalls als eine reconstruierende Neubildung aus dem Partizip *g'dûcht* aufzufassen. Dieses zufällige Zusammentreffen von Möglichkeiten kann mich aber nicht verhindern, auch dieses Beispiel in den grofsen Zusammenhang mit unserem mächtigen Lautgesetze zu stellen.

die Verflüchtigung des n verzichtet, sogar eine Art Doppellaut (Affrikate), k + ch spricht. Gleichwohl halte ich es für angezeigt, aus dieser festen Position herauszutreten und dem Räthsel offen entgegen zu gehen. Die Widersprüche dürften sich durch die folgenden Betrachtungen lösen. Die Tenuis (k) allerdings läfst sich nicht so einfach um die Spirans (ch) hingeben; daher die bemerkenswerthe Erscheinung, dafs diejenigen schweizerischen Mundarten, welche auf diesem Punkte mit dem hochdeutschen Lautbestande übereinstimmen und nur die einfache Tenuis[1] kennen, das hier besprochene Lautgesetz nur für die labiale und dentale Spirans anzuwenden vermögen: hier sind Formen wie *trîchen* u. s. w. unerhört, dafür gilt einzig *tringge, Tringgle, wingge, tunggel.* Der Übergang zur Spirans ist vielmehr gerade da zu suchen, wo sich scheinbar verdoppelte Schwierigkeit in den Weg legt, in der allgemein-alemannischen Affrikate (k + ch). Zwischen *trinkche* und *trîche* kann man sich eine Zwischenstufe vorstellen, auf welcher vor der vereinten Einwirkung der sie auf beiden Seiten umschliefsenden weichen Consonanten (n und ch) die eigentliche harte Tenuis (k) zerflofs. Dafs ein solcher Vorgang nicht blofse Hypothese bleibe, dazu kommt uns die oben erwähnte Nebenform von trinkle, das luzern. *Trilchle* trefflich zu Statten. Ob l auf einem besondern Etymon beruhe, oder als unorganisch, d. h. als blofses Lautspiel für n, aufzufassen sei, wie engl. child neben deutsch Kind, ist hier ganz gleichgültig, wo es sich blos um eine physikalische (chemische) Wirkung handelt. Genug, dafs in dieser Beziehung l identisch ist mit n. In der Form *trilchle* aber ertappen wir gleichsam die Natur auf ihren heimlichen Übergängen: hier ist die Tenuis wirklich verschwunden und hat die Reihenfolge: kurzer Vokal — Liquida — Spirans zurückgelassen, da l gegen die Verflüchtigung, welcher n verfallen ist, sich stemmt. Vgl. auch Curtius II, 111.

Noch habe ich zu bitten, dafs der schweizerische Leser, dessen eigene Mundart andere Vokale hervorbringt, in diesen Fällen mit seiner Einwendung zurückhalte, da es einstweilen nur um Feststellung des Grundzuges in dem besprochenen Lautgesetze zu thun ist und jedenfalls die Dehnung des Vokales, sei es nun in der einen oder andern Weise, durch alle schweizerischen Mundarten geht. Diese Erinnerung ist besonders am Platz, da wir zu den noch fehlenden Vokalen übergehen, bei welchen die kantonalen Differenzen eher noch greller sind.

Zunächst a. In einem guten Theile der nordöstlichen Schweiz lautet Hanf *Hâf: Hâfbünt* der Hanfgarten, *Hâfrosc* der Ort oder die Ein-

1) Ich bezeichne sie nach der Weise der romanischen Schrift mit c, oder mit gg, da k ein zweideutiger Buchstabe ist.

richtung zum Rösten des Hanfes; — *Râft* die Kruste des Brotes. — Sanft als Adverb. lautet hin und wider *sâft, gsâft,* als Adj. *säft, séft.*[1] Ich werde auf diese Wörter, welche auch von Seiten der Begriffe merkwürdig sind, zurückkommen.

Die folgenden hier einschlägigen Formen haben bereits ihre Erwähnung gefunden: *Âsbaum; Tâse; Gâs; Hâs; Sargâs.*[2] Daran schliefst sich *Frâsle* für Franslen, dies abgeleitet von Franse; *frâsle,* fasern. — Der *Grâs* ist das altd. grans, eigentlich der Schnabel eines Kahns, und wol noch ursprünglicher Schnabel, Rüssel, Maul überhaupt;[3] auch der sich aufbiegende Vorderteil eines Schlittens; und leicht kam man dazu, der prora des Schiffes die puppis als *Hindergransen* gegenüberzustellen.[4] Gegenwärtig hat sich auf unseren Seen der Ausdruck auf den Fischerkahn zurückgezogen und bezeichnet entweder den in eine lange Spitze auslaufenden und zum Fischbehälter eingerichteten[5] Vorderteil eines solchen, oder den so gebauten und verwendeten, von der Bauart der anderen Schiffe sehr abstechenden Kahn selbst.

1) Von der säuberlichen Scheidung zwischen adjektivischer und adverbialer Form, welche darauf beruht, dafs das Adverb ursprünglich durch angehängtes o gebildet war und deshalb seinen Stammvokal rein behielt, während das entsprechende Adjektiv eine Bildung auf i repräsentierte, welches i, bevor es selber abfiel, den Umlaut im Stamme bewirkte, hat die alemannische Sprache zu dem ihr mit dem Nhd. gemeinsamen „schon : schön," noch einige Beispiele bewahrt. So *hart : härt; lang : läng; râfs : räfs; fast* (= schnell, kräftig) *: fest.* Freilich darf nicht verschwiegen werden, dafs selbst diese spärlichen Überreste keiner allgemeinen Anerkennung geniefsen, sondern auf kleinere geographische Bezirke beschränkt sind und gemeinhin dem Adverbium seine selbständige Form entzogen worden ist, wie im Nhd. So tritt gerade *ungsaft* an andern Orten als entschiedenes Adjektiv auf: *en ungsâfte Cherli,* ein abstofsender Mensch; *ungsâfti Meinige,* unanständige Ausdrücke.

2) Oder wie der Glarner spricht *Zargâs,* welches zwei Erklärungen zuläfst: entweder hat das Adverbiale z'Sargâs die Form für das Nomen überhaupt abgegeben, wie ja in vielen Ortsnamen das n der Präposition „in" sich als Anlaut des Hauptwortes festgesetzt hat; oder aus dem Namen der Bevölkerung t'Sargâser (d. i. die Sarganser) wurde der Ortsname fehlerhaft construiert.

3) Wie Lexer meint, von rans = Rüssel, also mit dem Präfix ge- zusammengesetzt. Auch in dem holsteinischen Snau ist der Begriff Schnabel auf das Schiff übergetragen.

4) So Dasypod, während Maaler u. A. sich noch freier von der Etymologie machen: Maaler übersetzt daher prora mit „*Bieten* oder *vorder granschen.*" In der bekannten Offnung von Kefswyl am Bodensee wird das Recht behauptet, einen Kahn für Auswanderer oder Flüchtlinge in der Weise am Rande bereit halten zu dürfen, dafs „der hinder grans daran schwebi."

5) Daher bei Schmeller auch die Bedeutung Unterschlag, Abtheilung, welche gewifs ganz keck unter obiges Wort hätte subsumiert werden dürfen.

Hieher gehört doch wol auch die 2. Pers. Präs. des Zeitwortes können, wo sie *châst, châsch* lautet, gegenüber von *chăst, chăsch;* während die letztere Form auf die apokopierte 1. Person (*i chă*) zurückgeht, deutet in jener die Länge des Vokals auf eine Grundform mit n. Ich bekenne zwar offen, dafs ich nicht für alle unsere Mundarten, welche ā darbieten, verbürgen kann, dafs die Länge des Vokals auf der besprochenen Ursache beruhe; möglich, dafs da und dort weiter nichts dahinter steckt als die gewissen Gegenden eigenthümliche, schleppende Aussprache der Stammsilben; für einige Mundarten aber getraue ich mir die Verantwortung des hier besprochenen Lautgesetzes zu übernehmen, und in der Folge werde ich Gelegenheit haben die Wirksamkeit desselben auch in dieser Verbalform über allen Zweifel darzulegen.

Es bleibt noch, Beispiele zu *anch* beizubringen. Bünden liefert uns dieselben. Der *Bâch; dâchen; chrâch, chrâchen; Râch;* Schwâch, *schwâchen* hört man dort für Bank, danken, krank, kranken (in einen gebrechlichen Zustand kommen; auch von Sachen), Rank (Wendung), Schwank u. s. w.

Nicht zu verwechseln mit nhd. und schweiz. *achzen,* d. i. ächzen (von „ach" wie unser *achen, achenen*) ist das mhd. anchzen von ange (vgl. Angst). Auch dieses Verbum besitzen wir in dem appenz.-rheinthal. *âchse, ächsle, der Âchs* und noch weiter verkürzt der *Âfs, âfse.* Das hier zu Grund liegende *anchsen* wird im obern Rheinthal und den angrenzenden Bündner Gemeinden umgesetzt zu *ansgen,* gesprochen *âsge.*[1]

Von a lassen wir uns zu e, das ja theilweise als dessen Umlautung sich darstellt, hinüberleiten. Nur theilweise ist das e der gewöhnlichen Orthographie aus a hervorgegangen, und hinwider erscheint keineswegs der Umlaut des a immer als e, weder in der Schrift, noch in der lebenden Sprache. Es vertritt e auch jenen dem Nhd. nicht mehr unter seiner besondern Lautfärbung bekannten Vokal, welcher in der Wortbildung und in der Conjugation mit i zu wechseln pflegt, das bis auf W. Scherer so genannte gebrochene e, welches in der wissenschaftlichen Grammatik als ë bezeichnet wird. So ist in Laut und Schrift eine heillose Verwirrung über diese Partie hereingebrochen, und zwar nicht etwa blos in den Volksmundarten, sondern auch, ja hier eher noch ärger, in der sogenannten gebildeten Sprache, welche provinzielle Sonderstellungen, soweit das Phonetische in Betracht kommt, in

1) Das Schwäbische hat beide Formen, sowol *anchzen* als *ansgen, anzgen.* Statt durch Metathesis liefsen sich die letztern Formen als g-Ableitungen von anchsen (anchsgen) erklären.

diesem Kapitel vielleicht am mächtigsten mufs gewähren lassen. Auch für unseren hier vorliegenden Zweck werde ich es unterlassen, das Gewirre, welches in der Wirklichkeit besteht, nach Theorieen auseinander zu lösen. Die Thatsache, dafs vor n beide Vokale, der Umlaut des a, wie das sog. gebrochene ë, sich solidarisch verschmolzen haben,[1] vereinfacht die Arbeit.

Anknüpfend nun an die in dem letzten Abschnitte aufgeführten Wörter, ergibt sich aus än, ën[2] vor Spirant in einfachster Weise: *häfig*, hänfen; der *Täslig*, Tragband an der *Tâse* (Tanse);[3] *Gäs*, die Gänse; *Bêche*, die Bänke; *chrêche*, kränken.[4] Daran schliefst sich *Schwæchel*,[5] der Schwenkel, d. i. Pendel an der Uhr;[6] *bräsele, bräfsele*, nach Brand riechen, und das entsprechende Adjectiv *bräselig; Pfæster, Fêster*, Fenster; *Gspêster*, Gespenster; dem Worte die *Mäse, Mäfs, mêse* = junge Kuh, liegt zunächst die Form manse, mense zu Grunde.[7]

Damit wäre, da die Längen (also auch die Diphthonge) nicht in Betracht kommen, die Reihe der Vokale für ein Mal durchlaufen. Doch wo bleibt o? Es gibt für unser vorliegendes Lautgesetz kein o, weil im Deutschen die Lautverbindungen onf, ons, onch unmöglich sind.[8] O pflegt nämlich, um mich der bisherigen Darstellungsweise zu bedienen, aus u hervorzugehen, wie das oben erwähnte ë aus i. Nun schützt aber n, wo es sich an einen zweiten Consonanten anlehnt, den vorangehenden Vokal gegen die Brechung, und es hat also sein Verbleiben

1) Sei es nun mit der möglichst breiten Aussprache ë, wie in den Waldstätten und ihren Dependenzen, oder mit derjenigen gleich franz. è, wie im Thurgau u. s. w.

2) Es sei hier ein für alle Male bemerkt, dafs ich mit ä und mit ë phonetisch ein und denselben Laut meine, eben jenen Laut, welcher, so viel ich weifs, nur im Munde der Alemannen seine Sonderexistenz noch fristet. Die zweifache Schreibung ist eine Concession an die Etymologie.

3) Die einfachste Ableitung, das Deminutiv, entzieht sich, indem die Umlautung, welche durch drei Consonanten hindurch hätte wirken müssen, unterblieb; es lautet in den betreffenden Kantonen *Tâsli*.

4) Die letzteren zwei Beispiele aus Bünden, wo sich die echte Form des Umlautes, das reine e, phonetisch gleichwerthig mit frz. é, rein erhalten hat.

5) Der Buchstabe æ bedeutet mir in hergebrachter Weise den Laut des frz. è als gedehnten.

6) So in Gurin, der einzigen deutschen Gemeinde des Kt. Tessin. Anderwärts bedeutet es etwa den Hebel, an welchem der Eimer des Sodbrunnens hängt. Stalder hat aus Glarus die vage Umschreibung: „eisernes Band, Schliefse.“ In Baiern ist es verschwommen mit der Bedeutung des Wortes *Schenkel*. Nebenform Schwenker.

7) Vgl. einstweilen das „mensekalb“ des Habsb. Urbars.

8) S. Grimm, Gr. I², 388 und I³, 161.

bei unf u. s. w., oder wie Scherer sagen würde, das ursprünglichere o hat sich in solcher Nachbarschaft weiter zu u verdunkelt.

Allerdings kommt vor das *G'spons* = das Ehegemahl, und war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts der *Spons* im Zürcherischen Allmannsgebirg eine übliche Benennung für Freier, Bräutigam; allein das sind entlehnte Wörter (lat. sponsus) und tragen selbst als solche ihr o nur ausnahmsweise, da in der Volkssprache die Fremdwörter diesen Vokal vor Nasal und zweitem Konsonanten zu u zu verdunkeln pflegen. Das *G'spusi*, Gespons, wenn das Beispiel überhaupt unter unser Lautgesetz fällt (worüber weiter unten), entspricht also jedenfalls nicht der Lautverbindung ons.

(Schlufs folgt.)

ZÜRICH. F. STAUB.

DIE KREFELDER MUNDART UND IHRE VERWANDTSCHAFT MIT DEM ALTSÄCHSISCHEN, ANGELSÄCHSISCHEN UND ALTHOCHDEUTSCHEN.

Einleitung.

Ich habe zum Gegenstande dieser Untersuchung die sogenannte plattdeutsche Sprache meiner Heimat gemacht, einmal aus Anhänglichkeit an dieselbe, dann aber auch, weil diese kernige Mundart, die wegen ihres auf die altgermanischen Sprachen zurückführenden Ursprungs des Anziehenden so viel bietet, in den letzten fünfzig Jahren dergestalt abgenommen hat, dafs ihr gänzliches Verschwinden oder ihr Herabsinken zum Jargon zu befürchten ist.

Dieser Dialekt, sächsischen Stammes, wird, wie er im Folgenden dargestellt ist, nur in Krefeld gesprochen; die nördliche und westliche Nachbarschaft mischt mehr Niederländisches, die südliche mehr Rheinfränkisches hinzu; nur nach Osten hin steht der Krefelder Zweig mit den übrigen sächsisch-niederdeutschen Mundarten in Verbindung.

Die Behauptung, in Krefeld herrsche eine sächsische Mundart, könnte auffallend erscheinen; läfst sich doch nicht nachweisen, dafs auf dem linken Rheinufer sächsische Völkerstämme gewohnt haben. Allein die Sprache selbst, die, obwohl mit rheinfränkischen Elementen vermischt, von letzterer Mundart bedeutend abweicht, erlaubt keinen Zweifel an ihrer sächsischen Abkunft.